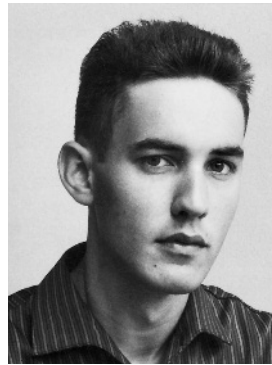


Ulm aus meiner Sicht

Reinhart Butter



Beweggründe und erste Eindrücke

Ich studierte an der F. A. K. Magdeburg, d. h. im damaligen Osten des geteilten Deutschlands, Innenarchitektur, als in einigen uns zugänglichen Fachzeitschriften aus dem sog. Westen wiederholt über die Eröffnung einer neuen Schule für Gestaltung berichtet wurde, die in jeder Hinsicht unkonventionell schien. Warum mich das damals so interessierte, ist mir eigentlich bis heute nicht klar. War ich doch als »Arbeiter- und Bauernsohn« in der DDR einigermaßen versorgt, bekam ein staatliches Leistungsstipendium und konnte mit einer beruflichen Karriere rechnen, die selbst Unüberzeugten des sozialistischen Regimes offenstand.

Gegen Ostern 1958 schwappten mich familiäre Gründe in den Westen, wo ich nach kurzer Eingewöhnungszeit bald nach Gelegenheiten suchte, möglichst ohne grossen Zeitverlust weiterstudieren zu können, und mich dabei u. a. auch der HfG Ulm besann. Dass ich den Mut hatte, mich zu bewerben und den berühmt-berüchtigten Fragebogen zu beantworten, finde ich im nachhinein einigermaßen erstaunlich. Schliesslich kannte ich als frisch importierter »Ostler« weder die Zeitschriften noch die Automarken, zu denen man Stellung nehmen sollte. Ich muss da so einiges den Erwartungen gemäss zusammengeflunkert haben, weil ich überraschenderweise eine Zusage erhielt, d. h. aufgenommen wurde. Dagegen waren die Schulen in Hamburg, München, Stuttgart und Darmstadt, für die ich mich ebenfalls interessierte, keine Alternativen mehr – auch wenn mir in Ulm nicht ein einziges meiner Magdeburger Semester angerechnet wurde und es auch keine Fachrichtung Innenarchitektur gab. So entschied ich mich für das Nächstbeste: Produktform, wie es damals hiess. Übrigens eine Wahl, die ich später nie bereute – bis heute nicht.

Wieviele Zufälle es trotzdem noch brauchte, bis ich an Ulms HfG landete, ist im einzelnen kaum nachzuvollziehen. Nur, dass es Zufälle waren, das steht fest. Ich denke da z. B. an meine gelungene Flucht mit der Berliner S-Bahn, wo mich mein Koffer voller Habseligkeiten verraten hätte, wenn ich,

wie üblich, am »letzten Bahnhof im demokratischen Sektor« von einem der zahlreichen dort wachhabenden »Vopos« kontrolliert worden wäre. Schon lange vor dem Bau der Mauer war Republikflucht aus Sicht der DDR ein folgenschweres Vergehen, ja Verbrechen.

Meine ersten nachhaltigen Eindrücke an der HfG hatten natürlich vorrangig mit der Grundlehre zu tun. Um die gab es übrigens damals kein herum. Nicht mal für voll ausgebildete Leute wie den Japaner Shinji Iwasaki, der nur für ein Jahr bleiben konnte, oder die Fulbright-Stipendiatin Dagmar Arnold, die wir alle ob ihres Karman Ghia beneideten. Ich glaube, es waren an die vierzig Anfänger in diesem Grundlehrerraum – aus aller Herren Länder, wobei allerdings nicht jeder die Absicht zu haben schien, das Studium voll durchzustehen. Manche wurden auch gegangen, wie z. B. Harri Schmude, der dem Maldonado wohl mit seinen frivolen Interpretationen der Aufgabenstellungen zunehmend auf die Nerven ging. Gelernt habe ich in diesem ersten Jahr nicht nur von jedem Dozenten, sondern auch von vielen meiner Mitschüler, denn recht bunt durcheinander schienen mir die Aufgaben von Frøshaug, Aicher, Ohl, Maldonado bis Rittel. Ein zusammenhängendes pädagogisches Lehrkonzept – wenn es je existierte – war schwer zu erkennen. Nicht nur für mich sah es vielmehr aus wie: zwei Wochen dieses, zwei Wochen jenes. Wenn da nicht die »feuchtlangen« Diskussionen im Grimmelfinger Hirschen oder den einschlägigen Kneipen der Stadt gewesen wären, sowie die gelegentlichen Seminare und Sonderveranstaltungen z. B. eines Frei Otto, man wäre auf die Abteilungsarbeit schlecht vorbereitet gewesen. Denn da ging es unter dem Motto: »Friss Vogel oder stirb« gerade so weiter. Wer es nicht irgendwie spürte, der war arm dran. Erklärt wurde kaum mal etwas. Anleitungen gab es keine.

Studienprojekte und Erfahrungen

So erforderten Abteilungsprojekte zumindest anfänglich ein stetes Herum- und Herantasten an Vorgehensweise und mögliche Lösungen. Unser Studienjahr z. B. bekam von Gu-

gelot eine Sartoriuswaage auf den Tisch gestellt, mit nicht viel mehr als der Bemerkung: Jetzt macht mal was draus! Weil ich hörte, dass es Zeischeggs Art war, Vorentwürfe bei Übernahme ins zweite, d. h. sein Quartal mit uns, grundsätzlich zu zerreißen, konzentrierte ich mich bei Gugelot auf Technik und Ergonomie des Gerätes – mit dem Resultat, dass er mich nach dem obligaten ersten Probequartal aus der Abteilung rausschmeissen wollte – wegen mangelnder Gestaltungsfähigkeit oder dergleichen. Ich weiss nicht, wem ich es damals verdankte, weiterstudieren zu dürfen. Alles war irgendwie mysteriös in diesen Tagen und erforderte häufig so etwas wie einen sechsten Sinn zur Erahnung der pädagogischen Zusammenhänge – was übrigens zumindest in meinem Fall auch für den Stoff einiger theoretischer Fächer galt.

Da tauchte für uns im dritten Quartal des 2. Studienjahres als Gastdozent Herbert Oestreich auf, der von Siemens kam und so etwas wie eine praxisnahe und logische Vorgehensweise bei der Entwicklung von Produkten (in diesem Fall eines elektrischen Starkstromschalters) vorstellte und erwartete. So etwas hätte für uns eigentlich nicht neu sein dürfen, war es aber, und zudem eine gute Einführung in das, womit wir im 3. Studienjahr überrascht wurden. Durch das Ausscheiden von Leowald war in der Produktform eine Stelle frei, auf die – man sagte, auf Initiative Maldonados – ein gewisser L. Bruce Archer als Gast für ein Jahr eingeladen wurde. Archer, der als Engländer Deutsch zwar einigermaßen verstand, aber kaum sprach, war anfangs eine echte Herausforderung für mich, da ich mich eher noch an ein paar Brocken Russisch aus meinen DDR-Zeiten erinnern konnte. Trotzdem klappte die Verständigung zwischen uns mit Hilfe von Händen und Füßen sowie durch meine sorgfältige Vorbereitung der wöchentlichen »Progress Reports«. Ich war zunehmend beeindruckt von der Art seines rationalen Denkens, und so wurde Bruce, wie ich ihn später nennen durfte, zum eigentlichen Mentor meiner Ulmer Zeit.

Niemand sonst hat mich an der HfG, und später auch beruflich, so beeinflusst wie Bruce Archer. Beide Studienprojekte, die unter seiner Leitung entstanden, also der Campinganhänger, vor allem aber die Armbanduhr, waren Anwendungsbeispiele für Archers systematische Vorgehensweise, wobei die Uhr in eine seiner Publikationen aufgenommen wurde, die zuerst als Artikelreihe in der englischen Zeitschrift »Design« erschien, später als Sonderdruck unter dem Thema »Systematic Methods in Design«. Im Sommer '61 engagierte mich Bruce als Research Assistant und nahm mich mit nach London, wo ich für drei Monate an der Vorbereitung seines Krankenbett-Projektes mitarbeiten durfte. Leider blieb Archer tatsächlich nur ein Jahr in Ulm, so dass die Produktstelle weiterhin zur Verfügung stand. Gerüchten zufolge interessierte sich Maldonado

dafür, der mal vermutete, ich würde als seinerzeitiger Studentenvertreter der Abteilung gegen die permanente Besetzung der Produktstelle durch ihn intrigieren – was zu einem anständigen Krach zwischen uns führte.

Studienabschluss und Rückblick

Im 4. Studienjahr, dem Diplomjahr, waren wir nur noch zu fünft: Gerhard Beigel, Gerda Krauspe, Jan Schleifer, Peter Schoeller und ich. Wir verstanden uns untereinander recht gut und trauten uns deshalb zu, den praktischen Teil zum wohl ersten Mal in der kurzen Geschichte der HfG als Team zu bestreiten – mit Zeischegg als Betreuer! Ein Experiment mit zunächst ungewissem Ausgang, weil Zeischegg unter uns Studenten als zumindest schwierig, wenn nicht nahezu psychopatisch galt. Die sowohl fachliche als auch finanzielle Unterstützung durch die damals namhafte Firma Telefonbau & Normalzeit mit Sitz in Frankfurt gab dem Projekt »Kombinationsfähige Warenverkaufsautomaten« einen ernsthaften Stellenwert. Wir bezogen Zeischeggs Institutsräume (hinter der Metallwerkstatt) und hatten die schier unglaubliche Unverfrorenheit, als stolzen Hinweis auf unsere Aktivitäten einen übergrossen Apfelsinenaufkleber aus unserem Automatenreservoir an die HfG-graue Tür zu heften! Die Präsentation der Resultate in der Frankfurter T&N-Zentrale war ein durchschlagender Erfolg, mit dem selbst der als überaus kritisch bekannte Zeischegg zufrieden war. Den inzwischen verstorbenen Peter Schoeller und Gerhard Beigel sei an dieser Stelle nicht nur gedacht, sondern für ihren damaligen Beitrag auch nochmals herzlich gedankt.

Der theoretische Teil meines Diploms beschäftigte sich mit »Minimalflächen als Form«, wobei ich als Betreuer Rittel gewinnen konnte. Der gab mir zwar dafür nur eine Zwei, aber mehr war unter den für mich damals widrigen Umständen auch nicht zu erwarten. Die Idee mit den Minimalflächen kam durch meine Assistenz bei Frei Otto, der seinerzeit mal als Gast an der HfG u. a. mit Seifenblasen experimentierte und für Hilfe dabei dankbar war. Ich fand das Thema wahnsinnig spannend und bin noch heute vom Sinn dieser Studien überzeugt, obwohl ich kaum noch die Gelegenheit hatte, die damaligen Experimente weiterzuführen. Andere für mich wichtige Einflüsse kamen durch Gäste wie Bud Perrine, dem ich zusammen mit anderen beim Auf- und Ausbau seines »Gruselkabinetts« half – einer Serie wahrnehmungspsychologischer Experimente. Bemerkenswert, dass es nicht so sehr die Festdozenten der Abteilung und schon gar nicht deren Assistenten waren, die mich in Ulm am stärksten beeinflussten, sondern eher die Gäste sowie einige der Ulmer Theoretiker (allen weit voran Horst Rittel) und sogar Werkstattleiter wie Schild und Siol.

Meine Prägung, wenn man so sagen will, erhielt ich vor allem durch die elitäre Atmosphäre, die an dieser Schule

herrschte – diesem Gefühl und Anspruch, wegweisend zu wirken durch den Mix aus Gestaltungstheorien und deren Anwendung, eine Beziehung, die man allerdings mühsam selbst herstellen musste, weil so vieles eben unausgesprochen blieb. An der HfG in Würde zu überleben war zumindest für mich eine täglich neue und erhebende Herausforderung – nicht nur fachlich. Auch gesellschaftlich gab es ausser individuellen Freundschaften noch Grüppchen, Gruppen und ganze Lager, denen man sich zugehörig fühlte – oder auch nicht! Sie bildeten sich meist um Ideologien, zumindest aber um Interpretationen, wobei die internationale Vielfalt unter den Dozenten, aber auch unter den Studierenden eine starke Rolle spielte. Zumindest zu meiner Zeit stammten nur wenige der insgesamt reichlich hundert Studenten aus der Ulmer Umgebung, sowie höchstens die Hälfte aus Deutschland, und der Rest nicht nur aus der Schweiz! Zudem hatten die meisten bereits akademische oder berufliche Erfahrung, bevor sie zur HfG kamen. Vielleicht erklärt das, warum die wenigsten einer Grundlehreklasse die vier Jahre bis zum Schluss durchhielten und, für die Zeit des Bestehens der Hochschule, die Zahl der Diplome verhältnismässig gering blieb. Manchen ging wahrscheinlich das Geld aus, anderen passte womöglich die latente innerpolitische Spannung zwischen den »Theoretikern« und den »Praktikern« nicht. Mir hat sie nicht geschadet, sondern mich eher vorbereitet auf das, was mich schon kurze Zeit später erwartete.

Auslandsstudium als schulischer Ausklang

Zeischegg hatte mich zur Bewerbung für ein Stipendium des DAAD bzw. British Council ermutigt. So kam ich ans Royal College of Art in London, damals eine der wenigen spezifischen Ausbildungsstätten für Industrial Designer und zudem eine der angesehensten in Europa. Dass ich wegen der Verzögerung beim Abschluss der Ulmer Diplomarbeit etwas zu spät eintraf, brachte mir nicht gerade das Wohlwollen Janes, der allmächtigen Abteilungssekretärin, ein. Und Misha Black, meinem zuständigen Professor, rutschte bei meinem Antrittsbesuch die kalte Zigarette von den Lippen, als ich ihm erklärte, ich wollte in den zwei mir zur Verfügung stehenden Semestern versuchen, ergonomische Standards für Autocockpits zu erarbeiten, und zudem ein 1:1-Modell bauen. Wir konnten uns trotzdem einigen, und das Resultat meiner Mühen brachte mir völlig überraschend eine »Silver Medal for Work of Special Distinction« ein. Noch Jahre danach fragte ich mich, ob es nicht sinnvoll gewesen wäre, eine beim DAAD durchaus mögliche Verlängerung des Stipendiums zu beantragen und damit zusätzlich zum HfG-Diplom das »Des. RCA«-Diplom zu erlangen.

Wesentliche Etappen meines Berufsweges

Damals entschied ich mich auch deshalb dagegen, weil ich dem Ex-Ulmer Ernst Moeckl zugesagt hatte, in seinem Stuttgarter Büro als Designer zu beginnen – was ich im Herbst '63 auch wahr machte. Die vier Jahre bei Moeckl waren durch die Art und Abwicklung der Projekte der beste Einstieg ins Berufsleben, den man sich vorstellen konnte – besser wahrscheinlich als ein Anfang bei IBM Deutschland, der mir damals ebenfalls angeboten wurde. 1967 endete mein Verhältnis bei Moeckl, wobei ich mich auch, und durchaus ernsthaft, für Alternativen zur eigenen Selbstständigkeit interessierte – obwohl ich bereits erste Kunden und Aufträge hatte. Die Möglichkeit, am National Design Institute in Ahmedabad zu lehren, schien mir allerdings auch deshalb nicht besonders attraktiv, weil Gugelot damals nach seiner Rückkehr aus Indien unerwartet starb (wobei das sicher nichts miteinander zu tun hatte, aber eben so war). Und das Angebot von Audi in Richtung Ergonomie war mir nicht zukunfts-trächtig genug, da deren Entwicklungen von VW bestimmt würden – befürchtete ich seinerzeit aus meiner Sicht.

Da erhielt ich unverhofft eine Einladung der Ohio State University, die mir über Nick Roericht zugespielt wurde. Es gab da offenbar eine bestehende Vereinbarung zwischen der OSU und der HfG, wonach letztere für jeweils ein Jahr einen Ulmer als Gast nach Columbus – immerhin Hauptstadt des US-Bundestaates Ohio – vermitteln konnte. Vor mir waren dort Herbert Lindinger, Tomas Gonda und eben Nick Roericht, ich glaube auch Gui Bonsiepe.

Glückliche Umstände an der dortigen Uni, die übrigens mit über 60 000 Studenten noch immer eine der zahlenmässig grössten in den USA ist, erlaubten mir die Entwicklung radikal neuer Curricula sowie deren versuchsweise Einführung – was bewirkte, dass ich aufgefordert wurde zu bleiben. Mit der unmittelbaren Beförderung zum Associate Professor mit Tenure (dauerhafte Anstellung) waren die Weichen gestellt. Bald belegte ich eine Schlüsselrolle im Lehrkörper der Abteilung, das Unterrichten machte mir zunehmend Spass und wurde durch häufig auch wiederholte Einbeziehung zahlreicher Gäste aus Deutschland, der Schweiz, Italien, England usw. nicht nur abwechslungsreich, sondern führte dadurch auch zu Bekanntheit und Anerkennung. Ohio State wurde bezüglich Design binnen weniger Jahre zur internationalen Drehscheibe wie wohl kaum eine andere Universität in den Staaten. Zu den bereits erwähnten Namen gesellten sich ehemalige Ulmer wie Pelikan, Clivio, Diener, Krauspe, Buob, Zeitler, Frank, Weiss, Krippendorff, Lengyel und Burandt als Gäste auf Kurzzeit – dazu Europäer wie Peter Megert, Ruedi Ruegg, Willi Kunz, Heike Goeller, George Burden, Fabio Fabiano und viele andere, die durch ihren nachhaltigen Einfluss dafür sorgten, dass sich unser »Bachelor of Science« mit seiner technisch-wissenschaftli-

chen Ausrichtung vom BS anderer US-Ausbildungsstätten deutlich unterscheidet. Ähnliches gilt übrigens auch für unser Graduate-Programm, dessen frühe Umorientierung in Richtung Research und insgesamt hohe Anforderung zur Entwicklung von OSUs Image beitrug – und es bis heute tut.

Endgültig im Land der Möglichkeiten

Gelegentliche Sabbaticals nutzte ich für ein- und zweisemestrige Gastspiele an der SHfBK Braunschweig (Vertretung Votteler), der FH Pforzheim (Vertretung Ohl), der UIAH Helsinki und als Assistent am Institut für Innenarchitektur und Möbeldesign der Staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart – bei der ich mich übrigens mal auf persönliche Einladung und deshalb hoffnungsvoll um die Gründungsprofessur für den Aufbaustudiengang Investitionsgüter-Design bewarb, doch offensichtlich im Gestrüpp der Schulpolitik hängenblieb. Ähnlich erging es mir ein anderes Mal an der GHS Kassel, was bei mir schlussendlich den Eindruck hinterliess, dass zu einer erfolgreichen Bewerbung in Deutschland ausser entsprechender Qualifikation etwas gehören musste, was ich offensichtlich nicht einbringen konnte. Also blieb ich halt an der OSU, wo ich inzwischen sog. Voll-Professor war, und konzentrierte mich zunehmend auf Studienprojekte mit Unterstützung durch die Industrie, sowie auf Forschung, d. h. Contract Research, und gelegentliche freie Beratertätigkeit, letztere vorrangig im Bereich medizinischer Geräte und Instrumente, später auch Sitzmöbel.

Schlüssel vieler Projekte war mein zunehmendes Interesse an einer Designqualität, für die ich den Begriff »Product Semantics« prägte, weil sie sich mit »Meaning«, d. h. dem Phänomen Bedeutung im weitesten Sinne, befasst. Zwar beschäftigten sich einige Offenbacher wie Gros und Fischer schon in den frühen 80er Jahren mit etwas, was sie »Produktsprache« titulierte, doch waren Krippendorff – den ich als frühen Mitstreiter gewinnen konnte – und ich der Meinung, dass die theoretischen Ansätze der Offenbacher Schule nur partiell waren. Deshalb begannen wir damit, die Thematik »Semantik« Schritt für Schritt weiter auszuarbeiten – Klaus aufbauend auf seiner Ulmer Diplomarbeit und von der konzeptionellen Seite her, und ich mehr von der praktischen im Bereich des Industrial Designs. »Product Semantics« wurde bald zum Thema erster Veröffentlichungen und Lehraktivitäten, zunächst gesponsert vom amerikanischen Designerverband IDSA, danach durch Firmen wie Philips (Eindhoven) und später durch die University of Industrial Arts Helsinki (UIAH) mit der Ausrichtung von mehreren internationalen Semantik-Kongressen, z. T. mit dazugehörigen Workshops für studentische Teilnehmer. Die Liste gemeinsamer und separater Aktivitäten von Klaus und mir ist länger als in diesem Zusammenhang von Interesse. Erst

kürzlich leiteten wir an Mexikos Tecnológico de Monterrey gemeinsam ein Fortbildungsseminar zum Thema Design-Semantics (wie wir es inzwischen nennen) für Design-Lehrkräfte der Universität. Und es wird womöglich nicht das letzte sein in dieser Art – auch wenn Karl-Heinz Krug bereits vor vielen Jahren mal meinte, ob uns zwecks Publikation in der »form« nicht etwas Neues einfallen könnte. Journalist!

Forschung und Entwicklungsprojekte

Mitte der neunziger Jahre entstand auf der Basis eines gemeinsamen Vortrages auf einer der Mitgliederversammlungen des Club off Ulm sowie meiner Beziehungen zur Zeitschrift »form« und damit zum form-Verlag in Frankfurt Schritt für Schritt die Idee zu einem Buch über den Stand der Erkenntnisse in Sachen Semantik. Es sollte im Rahmen der Theoriereihe des Verlages erscheinen. Leider blieb meine ursprünglich geplante fünfzigprozentige Beteiligung am Inhalt des Buches aus Gründen jenseits unserer Kontrolle auf der Strecke und schrumpfte schlussendlich zu Bildbeiträgen. Trotzdem fühle ich mich dem Resultat aus vielerlei Hinsicht eng verbunden und bin stolz darauf, daran mitgewirkt zu haben. Das Werk mit dem Titel »The Semantic Turn«, jetzt mit Klaus Krippendorff als alleinigem Autor, stellt in der Tat und wie der Untertitel besagt »a new foundation for design« dar und könnte das Textbuch für den Design-Unterricht sein, wäre sein Inhalt etwas leichter zu verdauen. Eine deutsche Fassung ist in der Diskussion, ausserdem eine spanische, japanische und womöglich auch portugiesische und koreanische.

Meine Beschäftigung mit der praktischen Anwendung semantischer Konzepte verschaffte mir, wie bereits erwähnt, zahlreiche Gelegenheiten und auch finanzielle Mittel für Studio-Projekte mit Undergraduate-Studenten, Diplomarbeiten mit Graduate-Studenten, vor allem aber auch Forschungsaufträge für Industrie und Behörden. Als Professor an einer staatlichen Universität wird von einem erwartet, dass man neben der Lehrtätigkeit proportional auch Forschung, finanziert mit Drittmitteln (sagt man wohl in Deutschland?), betreibt. Durch persönliche Kontakte (z. B. mit Harri Schmude, Magirus / IVECO, oder Joseph Gallitzendörfer, Mercedes-Benz), aber auch gelegentliche Zufälle trieb es mich sukzessiv in den Bereich »Transportation-Design« ab, wobei mir nicht zuletzt zu Hilfe kam, dass es an der OSU und angeschlossen ans College of Engineering ein sog. Center for Automotive Research (CAR) gibt. Die damit verbundenen Möglichkeiten zu interdisziplinärer Arbeit sind eine von der Uni gern gesehene und zudem in vieler Hinsicht lukrative Version des Forschens. So kam ich in den vergangenen Jahren zu Industrieaufträgen mit Schwerpunkt HMI (Human-Machine Interaction) in den Bereichen PKW- und LKW-Cockpit, sowie Fahrzeugsitzen. Dabei schätzen deutsche

Firmen meine jahrzehntelange USA-Erfahrung und amerikanische mein Verständnis der deutschen bzw. europäischen Sachlage. Nicht nur aus diesem Grunde habe ich auch eine permanente deutsche Adresse in Darmstadt. Dorthin könnte ich mich zurückziehen, wenn ich mich in zwei bis drei Jahren endgültig von Amerika verabschiede. Seit Juli 2007 bin ich im »graduellen« (wie ich es nenne) Ruhestand, d. h. dabei, auch meine professionellen Aktivitäten mehr und mehr nach Deutschland zu verlagern. Vierzig Jahre haben mich nicht zum Amerikaner gemacht, vielleicht auch, weil ich regelmässig (bis zu dreimal im Jahr) sowohl meine Ferien als auch sonstige freie Zeiten in Deutschland verbrachte. Ich habe in Columbus keine eigene Familie gegründet und fühle mich mit meiner amerikanischen Greencard zwar durchaus integriert, aber doch auch irgendwie als Gastarbeiter. Anfangs mussten alle Habseligkeiten in meinen roten Mustang passen, was ich als Ausdruck totaler Ungebundenheit ansah. Inzwischen sind meine Autos nicht nur kleiner geworden, sondern auch Imports.

Versuch eines Rückblicks

Eine Beurteilung der HfG im Rückblick? Schwer, das in Kurzform zu bringen, wenn andere mit ähnlichen Versuchen schon ganze Bücher gefüllt haben. Für mich persönlich war Ulm ohne Frage eine Art Aus- bzw. Durchbruch und ohne jede Übertreibung ausschlaggebend für mein gesamtes späteres Leben. Ohne Ulm wäre ich wohl Innenarchitekt oder Möbelentwerfer geworden und nicht Industrial Designer. Ohne Ulm hätte ich schwerlich all die vielen Bekannten und Freundschaften in der ganzen Welt. Ohne das Ulmer Diplom, was international dem Master gleichgesetzt wird, hätte ich zumindest in den Staaten nie eine Professur bekommen. Andererseits hat mich Ulm zwar geprägt, aber nicht zum »typischen Ulmer« gemacht – was immer man darunter verstehen mag – sondern offen und empfänglich gehalten für alles Neue und andere im Design, solange es sich nur irgendwie rationalisieren liess!

Hochgradig beeinflusst haben mich von den Lehrern, wie schon erwähnt, Archer und bis zum gewissen Grade Rittel, obwohl ich, um ehrlich zu sein, seinen Vorstellungen und Ausführungen häufig nur sinngemäss folgen konnte. Rittels Version von Mathematik war nicht meine Stärke. Von Frei Otto und seinen Visionen war ich fasziniert. Wer hätte das von Seifenblasen und -häuten für möglich gehalten! Und bei Zeischegg hatte ich einfach einen Stein im Brett. Das half in vieler Hinsicht, denn er konnte andererseits Leute auch durchaus und regelmässig zum Heulen bringen, wenn er sich in seine Tiraden hineinsteigerte. Starke Einflüsse kamen aber eben auch von den Mitstudierenden – vorrangig aus der eigenen Grundlehre und den Studienjahren direkt darunter und darüber. Mit vielen verbindet mich noch heute eine enge

Freundschaft oder bestehen Kontakte, die sich jederzeit ausbauen liessen. Kürzlich meldete sich Uwe Rutenberg aus Kanada. Einfach so, nach dreissig Jahren, die wir uns nicht sahen. Während Robert Graeff in Chicago hoffentlich nur vorübergehend verschollen ist und ich von Reinhold Weiss auch lange nichts gehört habe. Ulmer zu sein hat mir so einige Tore geöffnet. Aufstossen musste ich sie dann selber, und das hat eigentlich häufig und recht erfolgreich geklappt. Bis heute, wo ich noch längst nicht die Absicht habe, mich von meiner beruflichen Vergangenheit Hals über Kopf zu verabschieden. Als Professor »Emeritus« kann ich mich an unserer Uni weiterhin forschend und lehrend betätigen – muss es aber nicht. Was bei der unablässig fortschreitenden Bürokratisierung an den amerikanischen Universitäten, vor allem den staatlichen, einen ganz entscheidenden Unterschied macht. Zumindest an einigen Events anlässlich des vierzigjährigen Bestehens einer autonomen Design-Abteilung an der Ohio State University, was wir 2008 zu feiern gedenken, werde ich organisatorisch beteiligt sein. Und noch im Herbst 2007 will ich ein weiteres Mal nach Korea gehen – diesmal, um ein halbes Semester lang als Gast an der Kyonggi University zu unterrichten. Süd-Korea, natürlich, ist mir über die Jahre meiner verschiedentlichen Kontakte sympatisch geworden. Da läuft etwas, wie gegenwärtig ja in vielen Ländern Asiens – auch was Design betrifft.

Wenn ich gelegentlich eingeladen wurde, um als »Ehemaliger« im Kontext von Designgeschichte über Ulm zu reflektieren, bezeichnete ich die Jahre von '58 bis '62 als »Golden Years«, in denen sich die Dinge an der HfG nach den Turbulenzen um und mit Max Bill beruhigt und meines Erachtens nach zum Positiven gewendet hatten. Die Atmosphäre schien relativ entgiftet, die Rektorskollegien waren mehr oder weniger ausgewogen, und unter den Studierenden herrschte zumindest anfänglich eine erwartungsvolle Stimmung: Wie würden sich die Dinge nach der Bill-Ära weiterentwickeln? In diese Zeit fielen beispielsweise auch die besten Faschingsfeste (schon allein deshalb, weil ich organisatorisch daran beteiligt war und für eines davon sogar die Oberleitung übernommen hatte!), aber auch die Mittwochfilme, gute Seminare sowie Gastspiele interessanter Leute. Einige davon hatte ich schon erwähnt. Unvergessen auch die Studienreise der Produktform nach Norditalien, die Pio Manzoni mit seinen Kontakten und Walter Eichenberger mit seinem Italienisch massgeblich mitorganisiert hatten, so dass nicht alles, was da gelegentlich aus der Spur lief, auf mich zurückfiel. Ich war wie gesagt im Jahr '60/61 Studentenvertreter der Abteilung und hatte wohl das Bedürfnis, etwas Abwechslung in den HfG-Alltag zu bringen. Herausragend an der Italien-Reise waren die Besuche bei den Firmen Olivetti, Fiat und Borletti, und unvergesslich das opulente, von Borletti spendierte »Mittagsmahl« in einem bekannten

Mailänder Restaurant. Zurück in Ulm wurde der Ausflug als »Fiatfête« ausgelassen gefeiert, wobei Aribert Vahlenbreder im allgemeinen Übermut versehentlich das Getriebe seiner Isetta den Göttern des Kuhbergs opferte.

Auch wenn Feiern und Feste nicht prägend waren, so gehörten sie doch zum Geschehen auf dem Kuhberg, das ansonsten, und nicht nur für mich, hauptsächlich aus intensiver Arbeit an den Aufgaben und Projekten bestand. Perfektion wurde nicht nur erwartet, sondern war von uns allen auch erstrebenswert. Dabei waren die Mittel, die uns damals zur Verfügung standen, aus heutiger Sicht eher primitiv. Meine theoretische Diplomarbeit z. B. wurde noch per Blaupause vervielfältigt. Technische Zeichnungen sowieso. Meine BASF-Tonbänder aus der Ulmer Zeit haben bis heute den damals aktuellen Jazz konserviert, und Clownereien mit Werner Bühner, aber auch ernsthafte Diskussionen mit Zimmernachbarn im Wohnturm – und ich vermute, selbst einige Gastvorlesungen. Irgendwann wird es einmal keine Geräte mehr geben, die solche Bänder abspielen können. Dann erledigt sich auch dieses Kapitel. Deshalb freue ich mich über jede Initiative, zu erhalten, was erhaltenswert erscheint. Die Idee, den club off ulm zu gründen, woran ich mich seinerzeit massgeblich beteiligte, war nicht zuletzt von dem Gedanken getragen, zusätzliche Quellen zu erschliessen und zu verhindern, dass die Aufarbeitung des HfG-Erbes allzu eingleisig passiert.